

# Wie ein Buch dem Tod entwischt

## er Kenyaner Meja Mwangi und die «Achte Plage» Afrikas

Meja Mwangi, 1948 in Nanyuki geboren, ist neben Ngugi wa Thiong'o wohl der bekannteste Schriftsteller Kenyas. In seinem neuen Roman «Die achte Plage» setzt er sich mit dem Aids-Problem in Afrika auseinander; obwohl das Buch Mittel zur Information und Aufklärung sein soll, erholt sein literarischer Impetus bald den didaktischen Ansatz. Anlässlich einer Lesereise des Autors ergab sich die Gelegenheit zum persönlichen Gespräch.

... sei das schwierig, das er je gesehen habe, konstatierte Meja Mwangi; der Umgang mit der Krankheit, die Depressivität habe ihn erregt und er habe Angst, ein Kind in den Angriff zu geraten, um sich von der Reise zurück zu erholen.



Engagement mit Witz: Meja Mwangi. (Bild: Karl Hofer)

Realien zum Erschienenen: Die achte Plage aus europäischer Feder ist Teil jenes afrikanischen Katastrophenspektrums, den man schieren Unmassen nur mehr im Augenwinkel mitteilen mag. Zwei der weltweit registrierten Aids-Fälle sind auf Schwarz- und da die Krankheit dort primär durch heterosexuelle Kontakte erfolgt, ist die Krankheitsverbreitung in grossen Familienstrukturen und von den Eltern auf die Kinder übertragen. Die pessimistischen Prognosen – im Anfang der neunziger Jahre erstellte – extrapolierte, in schlimmsten Fällen die Bevölkerungszuwachsraten in Afrika stetig auf Null absinken könnten – hätten mittlerweile als zu drastisch erwiesen, sagt Mwangi; doch sei angesichts der gegenwärtigen in jeder Optimismus verflüchtigt. Wenn er sich den Lesern hinsichtlich der Aids-Problematik höheren Bewusstseinsstand attestiert als seinen Schülern und Studierenden, mit der sich im Rahmen seiner Lesereise durch Europa und die Schweiz unterhielt: dann als Grund dafür nicht nur die engagierte Regierungspolitik von Regierungen und Hilfsorganisationen, sondern die makabre Tatsache, dass in der Heimatstadt Nairobi kaum mehr jemand davon weiss behaupten kann, sein Bekanntheitsgrad sei von der tödlichen Krankheit verblieben.

offiziellen Informationskampagnen allerorts findet Mwangi als zu «technisch»: die reinen Fakten und Verhaltensmassregeln seiner Meinung nach in einer Weise verwendet, die dem Lebenskontext der betroffenen Bevölkerung mehr Rechnung trägt. Er sucht der Schriftsteller in «Die achte Plage» zu den delikateren Zynismen der afrikanischen Situation gehört die Tatsache, dass das englische Original noch nicht gedruckt konnte, weil Mwangis kenyanischem Vermittler fehlten.

Engagement ohne Mahnfinger: Mwangi, ein klerikales Opus also, in der Tradition gelegentlich etwas hölzernen Romane, mit denen Schriftsteller der Dritten Welt soziale und politische Anliegen zu untersuchen? Das wäre neu bei diesem, der die Attitüde des Moralisten stets peinlich hat. Den Beginn seiner literarischen Karriere markieren die in den siebziger Jahren veröffentlichten Grossstadtromane «Kill Me and Go Down River Road»: wäherstgenanntes Buch die Sympathie des Autors für seine Protagonisten – zwei Jugendliche, deren bescheidene Schulerfolge in der Hahn begossen werden und die statt der nächsten Arbeitsstelle Kost und Logis in der Stadt finden – noch deutlich spürbar bleibt, liest der nächste Roman, ohne zu kommen und zu werten, den Leser mit dem Abbild eines durch das Leben in der Metropole deformierten und verhärteten Charakters. Explizit wird die Sozialkritik in dem von «The Cockroach Dance», wo dem Autor Dusman, der gegen seine erbärmlichen Lebensverhältnisse aufzumucken wagt, das Privileg einer psychiatrischen Behandlung wird: nicht etwa die von Ratten und Menschen verseuchte Lebensrealität, so will man sagen, sondern ein verborgenes Seelenleiden Ursache seines Unbehagens.

Wie ein Buch dem Tod entwischt: Meja Mwangi einmal von den Desperanz ab, denen wenig mehr bleibt als die Kriminalität, Alkohol und Wahn, trübierte er schwadronierende Weltveränderer amerikanischen Musikers, der in

ciert – mit mehr als zweifelhaften Konsequenzen; oder in «Die Narben des Himmels» den Schlenkerianer Juda, der sein teuer erworbenes Bücherwissen in der Dorfkeule feilhält und die Rechtschaffenheit nur gerade so weit treibt, wie es sich mit seinem Alkoholkonsum vereinbaren lässt.

### Sprünge überm Abgrund

Demgegenüber gerät die Protagonistin von «Die achte Plage» zur Romanheldin klassischer Zuschnitts: Janet Juma, die in der abgelegenen Ortschaft Crossroads eine Aids-Aufklärungskampagne führt, ist eine Jeanne d'Arc auf klapperigem Stahlross und mit attraktiven Rundungen anstelle

## Mehr Gotthelf – weniger Flakgeschütze

### Schweizer Kulturzeitschriften zwischen 1933 und 1945

Zeitschriften waren stets ein Gradmesser geistiger Erregung. An der zunehmenden Hektik, die in den dreissiger Jahren in der schweizerischen Szene aufkam, lässt sich der zunehmende Leidensdruck, aber auch das gesteigerte Bedürfnis nach Austausch ermesen.

Wie in den Jahren zuvor verbrachte Thomas Mann seine Winterferien auch im Jahre 1937 in Arosa. Zur Hauptsache arbeitete er am Romanmanuskript «Lotte in Weimar». Regelmässig traf er ausserdem zu Unterredungen mit Ferdinand Lion zusammen. Sie befassten sich mit Plänen zur Herausgabe einer Exilzeitschrift. Schon am Ankunftsstag, dem 20. Januar 1937, notiert Thomas Mann in sein Tagebuch: «Interessante Unterhaltung über den Plan der Zeitschrift, Sinn und Geist, inneren Umfang [...]». Titel vielleicht «Der Wert».» Sieben Tage später heisst es im Tagebuch: «Brief von Wolfenstein, Prag, der in überraschender Übereinstimmung den Plan einer notwendig zu gründenden Zeitschrift entwickelt.» Wenige Tage darauf, am 31. Januar, hält Thomas Mann fest: «Als Verlag wird nur Oprecht in Frage kommen.» Und wiederum zwei Tage später: «Über die Zeitschrift, nach der von allen Seiten gerufen wird, und ihrem Titel. Mein Vorschlag «Mass und Wert» wurde akklamiert.» Sieben Monate später erscheint im Zürcher Oprecht-Verlag die erste Nummer der Exilzeitschrift «Mass und Wert». Ein programmatisches Vorwort von Thomas Mann gibt die Richtung vor.

Die «überraschende Übereinstimmung», von der Thomas Mann nach Erhalt von Alfred Wolfensteins Brief schreibt, ist in der Tat denkbar. Denn Wolfenstein gelangte auf Veranlassung des Zürcher Verlegers Emil Oprecht mit seinem Vorschlag zur Gründung einer Zeitschrift an Thomas Mann. Dieser erhielt den Brief im Zeitpunkt, als das von der Luxemburger Mäzenatin Aline Mayrisch angeregte Zeitschriftenprojekt zu reifen begann. So führte die Gunst der Stunde ein weit fortgeschrittenes Projekt und einen genau darauf hoffenden Verleger zusammen. Wohl hätten Zeitschrift und Verlag über kurz oder lang ohnehin zusammengefunden, die «überraschende Übereinstimmung» musste indes den Beteiligten ein Zeichen vorzukommen sein und sie in der

von Küss und Beinwehr – fast zu gut, um wahr zu sein. Aber aus dem didaktischen Dispositiv des Romans entfaltet sich bald ein breites Tableau; und vor der diffusen, geisterhaften Kulisse der sterbenden Stadt schlägt die Handlung Haken und Voltan, unterläuft ihr tristes Sujet mit Witz und Doppelsinn. Bei Janets dramatischsten Auftritten bricht unweigerlich eine skurrile Note den heroischen Ton; entscheidende Schützenhilfe in ihrem Kampf muss sie ausgerechnet von dem Mann annehmen, der sie mit drei Kindern sitzenliess und nun, von der tödlichen Krankheit gezeichnet, nach Crossroads zurückkehrt. Und in der Sympathie der Leser darf sich, auf einem Nebenschauplatz des Romans, auch Mzee Musa sonnen: der grämliche, weder durch Reiz und Gaben noch durch politische Korrektheit ausgezeichnete Hotelbesitzer, dessen äusserst persönlicher Umgang mit dem Mobiliar seines Etablissements und dessen schaudervolle kulinarische Experimente für einige Bravour-Passagen sorgen. So salviert sich der Roman rasch aus der drohenden Totenstarre des aufklärerischen Pamphlets, entwickelt ein üppiges literarisches Eigenleben – das dann, im frappanten Gegenschnitt der letzten Bilder, quasi mitten im Sprung über den Abgrund arretiert wird.

Die Botschaft seines Buches sei einfach, sagt Mwangi: Aids ist da, ist unheilbar und tödlich. Aber die schlichte Wahrheit stelle einige solid verwurzelte Glaubensbekenntnisse in Frage: in Afrika mehr noch als in Europa gelte die Hoffnung nur beschränkt, dass man sich durch einen im herkömmlichen Sinn korrekten Lebenswandel vor der Krankheit schützen könne. Mit einem Furor, den er freilich nicht als seine Grundeinstellung gegenüber afrikanischen Traditionen verstanden wissen möchte, exponiert der Schriftsteller deshalb althergebrachte Praktiken, die, obwohl eklatante Risikofaktoren, nach wie vor hochgehalten werden: etwa den ursprünglich als soziale Auffangstruktur wirksamen Brauch, dass der Bruder eines Verstorbenen dessen Familie «erbt» – und zwar neben der materiellen Verantwortung auch die ehelichen Rechte, so dass sich der Infekt gegebenenfalls auf eine weitere Grossfamilie übertragen könnte; oder die Beschneidung von Jugendlichen, die gruppenweise mit demselben Instrument und unter zweifelhaften hygienischen Umständen vorgenommen wird. Der Roman empfiehlt für das Prozedere den Gang ins Spital – und unterschlägt dabei freilich die Überlegung, dass mit dem rituellen und gemeinschaftsstiftenden Element auch der innerste Sinn der Zeremonie verlorengeht.

Diesen Gedanken könnten sie sich, wie so vieles, schlechthin nicht leisten, sagt Mwangi. Wie die Publikation seines Buches etwa? Nein, in dieser Hinsicht habe er doch Hoffnung, dass es Anfang nächsten Jahres soweit sein werde. Aber ob das Buch sein eigentliches Zielpublikum erreichen wird, ist eine andere Frage: denn in Afrika gehört ein Buch von so stattlichem Umfang – die deutsche Ausgabe zählt beinahe 450 Seiten – nicht nur für Verleger zu den Luxusgütern.

Angela Schader

Meja Mwangi: Die achte Plage. Aus dem Englischen von Susanne Koehler. Peter-Hammer-Verlag, Wuppertal 1997. 448 S., Fr. 35.-.

der ungebrochene Glaube an die vitalen Kräfte einer eigenständigen Kultur. Noch längst habe die Kunst nicht ausgespielt und noch längst sei ihre Müsiggigkeit nicht erwiesen, gab Thomas Mann im Vorwort zur ersten «Mass und Wert»-Nummer zu bedenken, vielmehr glaube er, «dass Kunst als Gesinnung und menschliche Haltung nie beispielhafteren, nie hilfreicheren, ja rettenderen Berufes gewesen ist, als eben heute».

### Thema Gesinnung

«Kunst als Gesinnung» war, so Thomas Mann, die Forderung der Zeit. Den meisten Zeitschriften freilich war die Gesinnung wichtiger als die Kunst und ihre Reichweite geringer als die hehren Vorträge. Dessenungeachtet sollte die Bedeutung der Zeitschriftenszene nicht unterschätzt werden als Plattform für Debatten zu drängenden Zeitfragen ebenso wie als Forum für die politische Aufklärungsarbeit. In erster Linie letzteres hatte die von Mai 1932 bis Februar 1934 im Oprecht-Verlag erschienene «Information» im Blick. Sie hatte sich ganz der antifaschistischen Aufklärung verschrieben und versprach ihren Lesern, «alles Stagnierende und alles Rückwärtsgewandte zu bekämpfen». Zu den prominentesten Autoren der vom Kunsthistoriker Georg Schmidt herausgegebenen und von Max Bill gestalteten Zeitschrift zählte der italienische Emigrant Ignazio Silone. Am anderen Ende des politischen Spektrums hielt sich die 1933 von Walther Meier wieder aufgenommene «Neue Schweizer Rundschau», in der die Kultur neben der Politik ihren festen Platz haben sollte. Unter dem Stichwort «démocratie c'est discussion» führte Meier im Frühjahr 1933 eine Umfrage unter den Schweizer Fronten durch, deren Antworten er ungekürzt wiedergab und zur Diskussion stellte. In der anschliessenden Debatte, neben einem eigenen Beitrag erschien auch ein Essay von Emil Staiger, blieb er dann freilich bis zur Ambivalenz unverbindlich.

«Kunst als Gesinnung» forderte indes nicht nur das Nebeneinander, vielmehr eine Durchdringung von Kultur und Politik. In den Zeitschriften konnte sich wie sonst kaum eine solche Verflechtung bewahren, ohne dass die Kunst in der politischen Debatte ihre Eigenständigkeit einbüsste und in den Dienst einer wie auch immer gerichteten Politik gestellt wurde. Als René Bocard im Januar 1941 die bereits 1932 gegründete, inzwischen aber wieder eingestellte Zeitschrift «Présence» wieder aufnahm, stellte er seine Vision einer humaneren Gesellschaftsordnung in Europa auf folgende Prämissen: «le respect de la forme littéraire», «l'affirmation d'une pensée indépendante» und «l'amour de la poésie».

Was Thomas Mann für seine Zeitschrift forderte: «Die Kultur zu wahren und zu verteidigen gegen das Infame, gegen die Barbarei», dafür standen in «Traits» Essays des in Genf lehrenden italienischen Historikers Guglielmo Ferrero oder von François Bondy, Gedichte von Georges Halas oder Louis Aragon ein. Dennoch sah sich die Redaktion im November 1941 zu einem etwas verdrossenen Appell an die Schriftsteller genötigt: ob es ihnen denn nicht möglich sei, mehr zu sagen, als sie aussprechen, oder lauter und deutlicher zu bekräftigen, was sie denken würden.

### Thema Pädagogik

«Eine Zeitschrift ist immer eine zutiefst pädagogische Angelegenheit.» Das bekannte Albin Zollinger, nachdem er im Frühjahr 1936 die Schriftleitung der in Schwierigkeiten geratenen Zeitschrift «Die Zeit» übernommen hatte. Ohne Ansehen der Gesinnung sollte in dieser «permanenten Anthologie» nur die künstlerische Qualität der Mitarbeiter zählen. So liess es sich Zollinger auch nicht nehmen, neben Jakob Bührer ebenso den Fröntler Paul Lang zu drucken und sich nach allen Seiten gleichermassen unbeliebt zu machen. Im Mai 1936 erschien die erste Nummer, und im Untertitel versprach die Zeitschrift nun: «Kunst. Literatur. Leben.» Im Vorwort hiess es, die Redaktion glaube «in höchst patriotischer Sache zu handeln», denn es ginge «um etwas wie Notwehr in dieser Zeit, da alles Geistige und Freiheitliche leider besonderen Grund hat, sich seiner Haut zu wehren». Lange konnte sich die «Plattform der Unvoreingenommenheit» nicht halten. Im Oktober 1937 erschien das letzte Heft der «Zeit». Es ging gerade noch an 500 Abonnenten. In einer Mitteilung an die Leser gestand Zollinger, er sei «nicht unglücklich, die Arbeit abgeben zu dürfen, vorausgesetzt, dass unser Verstummen eine eindringlichere Stimme auf den Plan ruft».

Der Zufall wollte es, dass mit «Mass und Wert» eben das erste Heft einer solchen «eindringlicheren Stimme» erschienen war. Mit Genugung schrieb Zollinger eigenhändig die Rezension für sein letztes Heft. Auch wenn man Zollingers ernüchternde Bilanz bedenkt und auch wenn man ausserdem in Rechnung stellt, dass selbst «Mass und Wert» nach anfänglichem Erfolg im Herbst 1940 eingestellt werden musste, so sollte dennoch nicht vergessen werden, dass der Erfolg dieser Zeitschriften nicht an ihrer Reichweite und nicht an ihrer Lebensdauer gemessen werden kann. Dass es sie gab, wie ephemere und randständig auch immer, und dass hier im prekären Dialog von Kultur und Politik wichtige und kräftige Stimmen zu Wort kamen, das allein zählte in einer Zeit, in der – nach Brecht – «ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen» war.